

Basistexte Erziehungshilfen



Wolfgang Hinte | Helga Treeß

Sozialraum- orientierung in der Jugendhilfe

Theoretische Grundlagen,
Handlungsprinzipien und
Praxisbeispiele einer
kooperativ-integrativen
Pädagogik

3. Auflage

BELTZ JUVENTA

Leseprobe aus: Hinte, Treeß, Sozialraumorientierung in der Jugendhilfe, ISBN 978-3-7799-2687-0

© 2014 Beltz Verlag, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-2687-0>

Kapitel 1

Einleitung

Ein Gemeinwesenarbeit-Projekt Anfang der 1970er Jahre im Ruhrgebiet. Wir (eine Gruppe von Gemeinwesenarbeitern) lernen dort Willi Kloos kennen. 13 Jahre, ziemlich kräftig, für sein Alter geradezu ein Riese, pflegt er eine Sprache zwischen Revolverheld und James Bond, gibt gerne den starken Mann und ist eine herzensgute Seele. Er ist Mitglied einer Mieterinitiative, die sich für die Sanierung heruntergekommener Wohnungen aus den 1950er Jahren einsetzt. Willi setzt sich gerne mit Erwachsenen an einen Tisch, vielleicht auch deshalb, weil er selbst kaum gleichaltrige Freunde hat. Er gibt sich immer etwas großspurig, raucht gelegentlich (heimlich), passt sich dem Erwachsenenjargon an, zeigt sich insbesondere jüngeren Kindern gegenüber äußerst fürsorglich und fungiert beim sommerlichen Stadtteilfest mit beachtlicher Übersicht als gerechter Preiseverteiler beim Dosenwerfen. Beim anschließenden Kampftrinken ist er in der Regel sturzbesoffen und protzt anderntags mit der Menge der geköpften Bierflaschen. Außerdem bietet er uns Gemeinwesenarbeitern seine Hilfestellung in allen möglichen praktischen Lebenssituationen an, was dazu führt, dass er mir bei meinem Umzug unzählige Kisten und Schränke zwei Stockwerke runter und vier Stockwerke rauf schleppt. Willi ist im Umgang mit uns absolut pünktlich, zuverlässig, manchmal ein bisschen aufdringlich, für ein offenes Wort („Willi, mach jetzt keinen Scheiß!“) allerdings immer aufgeschlossen. Wir kennen Willi ein knappes Jahr lang, als wir erfahren, dass er vom Jugendamt betreut wird und seine Mutter Sozialhilfe bezieht. Diese hat, nicht nur seinetwegen, sondern auch wegen ihrer anderen vier Kinder, das Jugendamt zu Hilfe geholt, weil ihr „das alles“ über den Kopf wächst. Bezogen auf Willi heißt das: Er hat seinem Lehrer Schläge angedroht, ist bereits zweimal sitzen geblieben, wird wohl keinen Hauptschulabschluss kriegen,

ist schon mal beim Autofahren ohne Führerschein erwischt worden, kommt abends bzw. nachts gelegentlich ziemlich spät nach Hause, und lässt sich von seiner Mutter nichts sagen, falls er überhaupt mit ihr redet. Im Gespräch mit dem Jugendamts-Sozialarbeiter erfahren wir: Willi sei ein klassischer Leistungsverweigerer, latent aggressiv, hochgradig kriminalitätsgefährdet, viel zu kräftig für sein Alter, geistig retardiert, nahezu verwahrlost und jetzt schon gemeingefährlich (im übrigen sei die Mutter erziehungsschwach!). Da bleibt uns die Spucke weg: So was hätten wir von unserem Willi nie gedacht.

Ab und zu, speziell im Sommer, kommt Willi gar nicht nach Hause. Er schläft dann einfach irgendwo draußen, auf einem Feld, in einer windgeschützten Ecke, auf einem Hinterhof oder wo auch immer. Wir finden das irgendwie spannend, weil wir uns das nicht trauen, aus Angst, es würde regnen oder wir würden uns wertvolle Körperteile erkälten, aber für Willi ist das normal. Die Mutter hingegen geht fest davon aus, dass Willi in diesen Nächten kriminelle Taten vollbringt, und der Sozialarbeiter meint ohnehin, dass Kinder nachts ins familiäre Bett gehören und alles andere allenfalls unter erlebnispädagogischer Aufsicht statthaft sei. Nachdem uns das Jugendamt deutlich auf diese Tatbestände hingewiesen hat, beschließen wir, diese Institution und ihren Vertreter nicht weiter ernst zu nehmen. Willi scheint uns zwar etwas merkwürdig, ansonsten allenfalls so gestört wie sein Sozialarbeiter, und wir wollen ihn künftig vor der fürsorglichen Belagerung des Jugendamtes schützen. Wir nutzen unsere Sozialraumkenntnisse mit folgendem Ergebnis: Willi erhält (ohne Hauptschulabschluss) durch seine und unsere Kontakte eine Aushilfsstelle als ungelerner Hilfsarbeiter bei einer lokalen Bau-firma (die regelmäßig unser Stadtteilstfest sponsert), macht dort einen guten Eindruck wegen seines enormen Arbeitspensums und aufgrund seiner Kollegialität, erhält danach einen Dauerjob als Hilfsarbeiter am Bau, findet drei Jahre später ein (nach unseren Kriterien recht quirliges) Mädchen, das ihn heiratet und auf das er mit seiner großkotzig-gelassenen Art einen ungemein beruhigenden Einfluss hat. Irgendwo im Ruhrgebiet finden sie eine preiswerte Wohnung, streiten sich bis heute gelegentlich, betrinken sich ab und an, lieben sich, freuen sich und ärgern sich über die Nachbarn. Heute würden wir sagen: Wir haben Willi bewahrt

vor Intelligenztests in der Erziehungsberatung, einer drohenden Heimeinweisung, vor systematischer Hausaufgabenhilfe, vor Mediationsgesprächen mit seiner Lehrerin, seelsorgerischen Hinweisen des Sozialarbeiters, Erlebnispädagogik im Schwarzwald, Citybound in Dortmund und Fallmanagement bei der Arbeitsagentur.

Familie und Institutionen taten sich damals schwer: Die Lehrerin fand keinen Zugang zu seinem demonstrativ-protzenden Verhalten, der Sozialarbeiter war erschreckt von der Körperkraft und sah ihn als „Fall“, die Mutter hatte genug mit sich selbst und den anderen Kindern zu tun und wollte Willi am liebsten los werden, und das größte Problem für alle Beteiligten schien zu sein, Willi irgendwie intelligenter machen zu müssen und zu einem Hauptschulabschluss zu bringen. Interessante Randnotiz: Bei unseren Gesprächen mit dem Sozialarbeiter wirkte der Kollege so, als sei er in einem Aktenkoffer zur Welt gekommen, und zwar in einem Aktenkoffer mit eingebauter Sonnenbank. Blasiert, besserwisserisch, bürgerliche Normalität pflegend und voll auf den Amtsbonus setzend. Ein für uns abschreckender Typ – nach heutigen Maßstäben der perfekte Teilnehmer einer Durchblicker-Talkshow im TV. Spannend war dann indes eine Begegnung mit diesem vermeintlichen Bürokraten bei einem Konzert in einem damals selbstverwalteten Kulturzentrum: Plötzlich wirkte der Kollege richtig menschlich, flippte bei der Musik sympathisch lebendig aus und prostete uns dauernd mit seinem Weinglas zu, weil er sich freute, auf nette Bekannte zu treffen. Und wir fanden ihn gar nicht mehr unnahbar oder arrogant, sondern durchaus nett und locker. Rückblickend gesagt: Wir haben Willi nicht aktiviert (er *war* einfach aktiv), wir haben ihn nicht beteiligt (er hat sich einfach selbst beteiligt), und wir haben auch keine Lernprozesse organisiert (Willi hat jedoch mit uns eine Menge gelernt). Aber wir hatten gute Kontakte im Gemeinwesen, haben Willi gelegentlich die Meinung gesagt, und – ganz wichtig! – wir respektierten Willis Ausdrucksweise und Lebensstil und waren beeindruckt von seinen Stärken.

Kapitel 2

Von der Gemeinwesenarbeit (GWA) zur Sozialraumorientierung

Das fachliche Konzept „Sozialraumorientierung“ ist nicht denkbar ohne die theoretischen und praktischen Suchbewegungen im Rahmen der GWA in den 1960er, vor allen Dingen aber in den 1970er Jahren. Der damals in der Sozialarbeit propagierte und gelegentlich auch praktizierte Aufbruch erweiterte das konzeptionelle Spektrum wie auch das Handlungsrepertoire der sozialen Arbeit um zahlreiche Aspekte, die zwar nicht systematisch entwickelt wurden und erst recht nicht im Rahmen einer konsistenten Theoriebildung entstanden, die aber doch auf nachhaltige Weise zumindest den Bereich der sozialen Arbeit beeinflussten, der über die unmittelbare Arbeit am Einzelfall hinausging. Insofern dient eine Rückschau auf die Entwicklung der GWA zum einen als vergewissernde Einordnung in eine bis heute wirkende Tradition, zum anderen aber auch als anregende Analyse der Beharrungskräfte eines fest gefügten (Sozialarbeits-)Systems bei der Abwehr allzu bedrohlicher Anfragen.

2.1 Zur Entwicklung der GWA

In den 1960er Jahren wurde die Beschaulichkeit der bundesdeutschen Sozialarbeit und Sozialpädagogik durch einen US-amerikanischen Import kurzzeitig erschüttert. Veröffentlichungen zur Gemeinwesenarbeit wie die von Müller/Nimmermann (1973), R. und H. Hauser (1971), Bahr/Gronemeyer (1974), aber auch die Praxis einiger „Leuchtturmprojekte“, insbesondere in Obdachlosen-Siedlungen, dokumentiert u. a. bei Aich/Bujard (1972), Kelm (1973) und Seippel (1976), stellten nicht nur damalige sozialarbeiterische sondern auch gesellschaftspolitische Selbstverständlich-

keiten grundlegend in Frage. Da war die Rede von Widerstand, Betroffenenbeteiligung, Veränderung von Verhältnissen, Organisation von Gegenmacht, Kampf gegen das Establishment und außerparlamentarischer Organisation von kollektiver Betroffenheit: Vokabeln, die das bundesdeutsche Bürgertum, aber auch die dadurch geprägte bürgerliche soziale Arbeit nachhaltig irritierten. Gemeinwesenarbeiter/innen initiierten Mieterinitiativen, Demonstrationen und Stadtteilstefte, sie skandalisierten unzumutbare Wohnverhältnisse, infrastrukturelle Mängel, unsinnige Prestigeprojekte oder korrupte Funktionsträger/innen, sie organisierten öffentliche Foren und Pressekampagnen und sorgten auf vielfältige Weise dafür, dass unterschiedlichste Bevölkerungsgruppen sich im Wohnquartier artikulierten, engagierten und organisierten. Irgendwo zwischen Ignorieren und Verschweigen, Verteufeln und Bekämpfen sowie Umarmen und Vereinnahmen waren die Reaktionen des damaligen Establishments angesiedelt, mit denen man versuchte, dieser aufbegehrenden, basisdemokratischen und gesellschaftskritischen Bewegung zu begegnen.

Es mutet schon seltsam an, wenn man daran zurückdenkt, welche Panik damals bei etablierten Institutionen (Kirchen, Kommunen, Wohlfahrtsverbänden usw.) im Westen Deutschlands durch zarte Pflänzchen im Bereich der GWA ausgelöst wurde. Da wurden Jugendliche aus Gemeindehäusern vertrieben, Diakone und Pfarrer als „Kommunisten“ gejagt, Sozialarbeiter/innen als „Umstürzler“ gebrandmarkt und jede Form gesellschaftlichen Engagements der Nähe zu oder der Steuerung durch sowjetische oder „ostdeutsche“ Einflüsse verdächtigt. Die Widerständigkeit urdeutscher „Basisstrukturen“, damals u. a. repräsentiert durch Partei- und Gewerkschaftssekretäre, Pfarrer und Bischöfe, Hausmeister und Konzernbosse sowie Pfarrgemeinderatsvorsitzende, Presbyter und Jugendamtsleiter erwies sich als durchaus brüchig. Scurrile Situationen prägten die konkrete Arbeit: der verunsicherte Stadtjugendpfleger, der verzweifelt nach einem Zusammenhang zwischen GWA und seinem internationalen Jugendaustausch suchte, der aufgebrauchte Pfarrer, der mit sich überschlagender Stimme eine Bürgergruppe aus den geheiligten Räumen des Pfarrheimes vertrieb, der basisnahe Gewerkschaftsfunktionär, der auf Bürgerversammlungen den Leuten versicherte, seine Organisation würde die Dinge schon in die Hand nehmen, und der sprücheklopfende Presbyter, der unentwegt nach dem „eigentlich Christlichen“ bei der Arbeit einer Mieterinitiative forschte – Szenen aus einer

Zeit, in der das Establishment den Boden unter den Füßen verlor und noch im Fallen die Fahne, das Kreuz oder das Jugendwohlfahrtsgesetz gen Himmel reckte. Jede noch so kleine Aktion erfreute sich der Aufmerksamkeit der lokalen Presse, die sich auch zerrieben fühlte zwischen ihrem penetranten Drang zur Hofberichterstattung einerseits und dem verkaufsfördernden Interesse an bunten, ungewöhnlichen Ereignissen andererseits. „Ein kluges Wort und schon ist man Kommunist“ prangte damals als die Situation ironisch verarbeitender Spruch an den Zimmertüren vieler Jugendlicher. GWA wurde zum Tummelplatz für jedwede Form gesellschaftlichen Engagements. Da fanden sich linke Katholik/innen, bibelfeste evangelische Christ/innen, Jungsozialist/innen, gewerkschaftsorientierte CDU-Mitglieder und engagierte Sozialplaner/innen und Architekt/innen in einem Boot mit DKP-Mitgliedern und versprengten Ehemaligen aus dem KBW (Kommunistischer Bund Westdeutschland): ein buntes Völkchen, das über das Vehikel GWA den etablierten Bürger/innen Angst und Schrecken einjagte und die professionelle Sozialarbeit aus ihrer Lethargie aufschreckte.

Nachdem GWA-Konzepte in den USA, in den Niederlanden und in Großbritannien schon seit Jahren im Rahmen professioneller Arbeitsfelder Beachtung fanden (s. dazu Boer/Utermann 1970), wurde in den 1950er Jahren mit einiger Verspätung auch in deutschsprachigen Veröffentlichungen versucht, insbesondere die amerikanischen Strategien auf deutsche Verhältnisse zu übertragen oder auch eigene Konzepte für GWA zu entwickeln.¹ Ein Ausgangspunkt für die Beschäftigung mit GWA war die Unzufriedenheit mit den herkömmlichen Methoden der Sozialarbeit, Einzelfallhilfe und Gruppenarbeit, deren zentrale Aufgaben C. W. Müller (1973, S. 221) darin sah, „die Arbeitsfähigkeit der Arbeitsfähigen zu erhalten oder wiederherzustellen und die Lebensfähigkeit der nicht mehr Arbeitsfähigen minimal zu garantieren“. Für die berufliche Sozialarbeit wurde GWA insbesondere in der Rezeption der 1950er und 1960er Jahre zur „dritten Methode der Sozialarbeit“, die eine verbesserte Wirksamkeit klassischer sozialer Arbeit versprach und zudem mehr Professionalisierung für die Sozialarbeit bringen sollte; fortschrittliche katholische und

1 Dies geschah allerdings ohne Rückgriff auf die Erfahrungen der deutschen Settlements und der reformpädagogischen Methodenansätze zu Beginn des Jahrhunderts (s. dazu Buck 1982).

evangelische Pfarrer/innen sahen in der GWA eine Möglichkeit zur Verlebendigung des Gemeindelebens und der Parteinahme für Randgruppen; und für die politische Linke, insbesondere in den späten 1960er und in den 1970er Jahren, bot Gemeinwesenarbeit die Chance, das System individueller Hilfe zu überwinden und über Lern- und Organisationsprozesse Widerstand von unten zu entwickeln, der dazu führen sollte, soziale und ökonomische Bedingungen im Sinne derer zu verändern, die darunter am deutlichsten litten. Die Bezeichnung GWA wurde im deutschsprachigen Bereich als umfassende Übersetzung für die amerikanischen Bezeichnungen „community-organisation“, „community-development“ und „community-work“ gewählt (eine ausführliche Analyse der amerikanischen Begriffe findet sich bei Vogel/Oel 1966). Die erste kritische Rezeption der GWA in der Bundesrepublik Deutschland nahm 1971 C.W. Müller vor² und läutete damit eine Reihe von Veröffentlichungen ein, die – im ausdrücklichen Gegensatz zur konservativen Tradition – GWA als gesellschaftskritisch-emanzipatorischen Arbeitsansatz konturierten.

Denn „die“ GWA gab es so gar nicht. Neben integrativ-fürsorgerischen Spielarten (Ross 1971; Calouste Gulbenkian Foundation 1972) gab es technokratische (Rothman u.a. 1979), aber auch aggressive (Alinsky 1974), emanzipatorische (Boulet u.a. 1980) sowie basisdemokratische (Karas/Hinte 1978) Varianten³. Einig war man sich im sozialräumlichen Bezug, in der Orientierung an Gruppenaktivitäten (s. besonders Hauser 1971) sowie der Absicht, gemeinwesenbezogenes Zusammenleben aktiv zu gestalten. Doch während die integrativ-wohlfahrtsstaatlichen Ansätze eher über „Aussprachen, geduldiges Zuhören und gut gestellte Fragen“ (Ross 1971, S. 191) versuchten, möglichst alle Bürger/innen „auf Anliegen zu konzentrieren, die viele im Gemeinwesen zu bewegen scheinen“ (ebd.), ging es den konfliktorientierten Varianten vornehmlich darum, benachteiligte Bevölkerungsgruppen zur „selbsttätigen Vertretung ihrer Interessen“ (Merz 1981, S. 80)

2 Zusammenfassungen über die Entwicklung der GWA, auch im bundesdeutschen Raum, finden sich bei Boulet u. a. 1980, bei Müller 1988 und in besonders gelungener Form bei Wendt 1989.

3 Zu Tradition und Entwicklungslinien der GWA s. Wendt 1989; Oelschlägel 2000; Müller 1988, Bd.2

anzuregen, sie zu politisieren und zum Widerstand gegen ungerechte gesellschaftliche Bedingungen zu aktivieren, um auf diesem Weg gesellschaftliche Disparitäten zu beseitigen: „... die Vielzahl der Mißstände und Widersprüche eignet sich hervorragend, um an ihnen die Gesetzmäßigkeiten des Kapitalismus aufzuzeigen.“ (Hauss 1974, S. 263) „GWA, die sich der Emanzipation verpflichtet fühlt, sucht ihr Ziel in der Herstellung politischer Handlungszusammenhänge, in denen sich die Menschen ihre Umwelt und ihre Geschichte aneignen können und somit an bewusster, kollektiver Bestimmung und Veränderung ihrer Lebensbedingungen teilnehmen.“ (Boulet u. a. 1980, S. 202 f.).

Trotz aller Hinweise auf die wünschenswerte Veränderung von Lebensverhältnissen pfl egten viele Konzepte auch einen eher pädagogischen Impetus. Während etwa in dem GWA-Klassiker von Ross (1971) ein harmonistisches Menschenbild dominierte, das dem Leitbild einer möglichst konfliktfreien Demokratie entsprach und Pädagogik zielgerichtet zu dessen Unterstützung funktionalisierte, waren die Vertreter/innen der konfliktorientierten Ansätze eher von einem Menschenbild geleitet, bei dem sich die Individuen – nach erfolgreicher professioneller Interaktion – möglichst widerständig, politisch aufgeklärt, solidarisch und emanzipiert präsentieren sollten. Doch wie das alles konkret zu bewerkstelligen war, konnte so recht keiner sagen. Selbst den Autoren, die in verdienstvoller Weise die theoretische Entwicklung des „Arbeitsprinzip Gemeinwesenarbeit“⁴ betrieben (Boulet u. a. 1980), fiel wenig Konkretes etwa zu methodischen Umgangsformen mit Stadtteilbewohner/innen ein. Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang, dass die eher unsystematischen, jedoch radikal sozialarbeitskritischen Gedanken des amerikanischen GWA-Nestors S. D. Alinsky erst mit über 20 Jahren Verspätung

4 „Gemeinwesenarbeit muss Beiträge zur tendenziellen Aufhebung und Überwindung von Entfremdung leisten, also die Selbstbestimmung handelnder Subjekte ermöglichen. Damit ist Gemeinwesenarbeit Befreiungsarbeit insofern, als sie die unmittelbaren Wünsche und Probleme der Menschen ernst nimmt, zu Veränderung der politisch-historischen Möglichkeiten motiviert und Einsicht in die strukturellen Bedingungen von Konflikten vermittelt. In diesem Sinne kann Gemeinwesenarbeit als Arbeitsprinzip jede soziale Arbeit strukturieren.“ (Boulet u. a. 1980, S. 156 f.)

in der Bundesrepublik breiter rezipiert (Ausnahme: Müller 1973) und dann allenfalls bewundernd (etwa Dorsch 1982; Mohrlök u. a. 1993) zur Kenntnis genommen, aber niemals folgenreich auf bundesdeutsche Verhältnisse übertragen wurden (s. dazu Hinte 1994). Alinsky (1984) verweist immer wieder auf die Notwendigkeit einer an das Bewusstsein der Betroffenen angebundene Gemeinwesenorganisation, die nur auf der Grundlage einer aufsuchenden Kontaktform zur Bevölkerung aufgebaut werden könne. Die bundesdeutsche Alinsky-Rezeption beschränkte sich allerdings einäugig auf seine brillanten, witzigen Organisations-Strategien und seine ideenreichen Aussagen über Möglichkeiten zur „Veränderung von unten“. Seine wichtigen Erfahrungen bezüglich differenzierter Zugangsmöglichkeiten zur Wohnbevölkerung und seine Anregungen zum methodischen Vorgehen der Gemeinwesenarbeiter/innen wurden in der gebotenen Breite zunächst nicht gewürdigt (später dann: Brand 1994).⁵

Theorie und Praxis der GWA in den 1970er Jahren (zur empirischen Realität in den damaligen Projekten s. Mesle 1978) haben den Blick geschärft für die Lebensbedingungen betroffener (Rand-)Gruppen und für sich in Quartieren abbildende gesellschaftliche Widersprüche. GWA bot eine akzentuierte Sichtweise, die sich auf manifeste, in sozialen Räumen vorfindbare Erscheinungsformen gesellschaftlicher Ungleichheit, Unterprivilegierung, Ausgrenzung und ökonomischer bzw. sozialer/psychischer Not richtete, basierend auf einem kritischen Konzept von Gesellschaft, sozialer Arbeit und professioneller Interaktion, ohne jedoch darauf gründende und in Institutionen realisierbare Strategien zu entwickeln. Ein bis heute wirkendes Verdienst der GWA besteht darin, den Blick für sozialräumliche und lebensweltliche Dimensionen sozialer Benachteiligung geschärft und entsprechende methodische Konsequenzen daraus gezogen zu haben – und zwar viele Jahre bevor die akademische Sozialpädagogik programmatisch nachziehen konnte (etwa Thiersch 1992).

5 Das zumindest in den USA viel beachtete Playboy-Interview mit Alinsky (1972), das in den USA als Basisliteratur für Gemeinwesenarbeiter/innen galt, ist bis heute nicht in deutscher Sprache erschienen.

In einer Zeit, da der dominante Strang in der bundesdeutschen Pädagogik durch die mehr oder weniger offen artikulierte Absicht gekennzeichnet war, Menschen nach vorgegebenen Zielen erzieherisch zu formen („Erzieherisch ist es ja so überaus wichtig, das Kind dazu zu bringen, daß es schließlich selber will, was es den Bildungsintentionen nach soll.“; Geißler 1969, S. 91), wurden durch gemeinwesenarbeitsorientierte Konzepte gerade die Interessen der Menschen, so, wie sie relativ unmittelbar artikuliert wurden, in den Fokus gerückt. Angeregt und unterstützt durch erziehungskritische Analysen (von Braunmühl 1975; Rutschky 1977) ging es (und geht es bis heute) ausdrücklich nicht um die zielgerichtete, durch externe Interventionen herbeigeführte Veränderung von Menschen, sondern um die mit den betroffenen Menschen selbst vorzunehmende Gestaltung bzw. Verbesserung von deren Lebensbedingungen. Damit lag die GWA ziemlich quer zur herrschenden sozialpädagogischen Lehrmeinung, die sich in den 70er Jahren insbesondere in den Veröffentlichungen des Lambertus-Verlages abbildete (etwa Bernstein/Lowy 1976; Northern 1977; Vinter 1973; zur Kritik dazu: Hinte 1990). Andere reformpädagogische Strömungen wurden damals kaum zur Kenntnis genommen und konnten von daher auch nicht entsprechend integriert werden (s. hierzu ausführlich Helga Treeß in Teil II).

2.2 Gründe für die „Krise“ der GWA

Ende der 1970er sowie in den 1980er Jahren wurde GWA mehr und mehr zu einem undifferenziert benutzten Begriff zur Präsentation angeblich „fortschrittlicher“ Praxis. Als Ansatz zur Politisierung oder Beruhigung, als Reformstrategie von unten oder von oben, als Instrument oder Legitimation für Bürgerbeteiligung, als dritte Methode oder als Arbeitsprinzip: GWA hatte bis dahin alles durchgemacht, und keiner wußte mehr so recht, was sie „wirklich“ ausmachte. Bekämpft oder ignoriert von Kommunen, wohlfahrtsstaatlich funktionalisiert von vielen Freien Trägern und realisiert lediglich in zeitlich begrenzten Modellprojekten oder von kleinen Trägern, die jährlich neu um ihr Überleben kämpften, fristete die GWA ein Randgruppensein, das in krassem

Gegensatz zu der Euphorie stand, die an manchen Ausbildungsstätten und in der Fachliteratur verbreitet wurde. Dort plante man unentwegt große Erfolge, um nicht ständig auf die eher deprimierende Realität schauen zu müssen. Als C. W. Müller (1973) über „Das Dilemma der Gemeinwesenarbeiter“ schrieb und dabei verdeutlichte, wie widersprüchlich in der Regel die Interessen der Institutionen einerseits und die Interessen der Betroffenen andererseits waren, war eine Folge dieser damals auf breite Zustimmung stoßenden Analyse das Bemühen der GWA, sich eigene Trägerkonstruktionen zu schaffen, getragen von Professionellen, betroffenen Bürger/innen oder Stiftungen und (zeitlich begrenzten) öffentlichen Zuwendungen. Doch diese Versuche scheiterten in der Regel nach wenigen Jahren, nachdem zuvor die dort tätigen Professionellen ein solches Maß an physischer und psychischer Kraft investiert hatten, dass sie ein für allemal von GWA die Nase voll hatten. Der ehrenvolle Abgang, gewürzt durch einen lauten Protest gegen die jeweilige Kommune, war häufig nur publizistische Schminke für die gebeutelte Befindlichkeit derjenigen, die unter größten Mühen und hohem Einsatz und oft unter Missachtung privater Interessen die jeweiligen Projekte über einige Jahre aufrechterhalten hatten.

So passte es durchaus in die Landschaft, dass auf einer internationalen GWA-Tagung der Tod der GWA verkündet wurde, und zwar wegen

- „Aufständigkeit, Eigenbrötelei und Profilneurose
- methodischer Schwäche und theoretischer Schwindsucht
- finanzieller Auszehrung und politischer Disziplinierung“ (zit. aus: Müller 1988, S. 131)

Dass die GWA in dieser Zeit kläglich versumpfte hatte auch damit zu tun, dass sie über keine Lobby auf Funktionärebene in Jugendhilfe und Stadtentwicklung verfügte. Sie verblieb letztlich im Fachhochschul- und (kirchlichen) Alternativmilieu und konzentrierte sich eher auf außerinstitutionelle Bereiche – mit der Folge, dass sie innerhalb der Institutionen des Sozialwesens wenig Wirkung entfaltete und sich nicht dauerhaft in der Struktur der Apparate bzw. über gesetzliche Regelungen etablieren konnte. Aber

auch andere Faktoren trugen dazu bei, dass GWA immer bedeutungsloser wurde:

- GWA-Projekte konnten sich nur in wenigen Kommunen dauerhaft halten. Entweder wurden sie unter großem Aufschrei beerdigt (zu unbequem, zu teuer, keine gesetzliche Pflichtleistung), wurden als nice-to-do herabgestuft (finanziert über ein- bis zweijährige Arbeitsbeschaffungs-Maßnahmen, Stiftungsmittel oder zeitlich befristete Programme), oder man schuf ihnen eine unauffällige Nische, in der die Altvorderen aus der GWA-Riege bis zur ihrer Pensionierung noch den alten Idealen huldigen konnten.⁶

-
- 6 1984 schrieben wir: „Auch die Theoriediskussion über GWA auf einer sozialpolitischen und strukturellen Ebene ... verkennt und verschleiert wasserkopftartig die enormen Schwierigkeiten, mit denen Gemeinwesenarbeiter seit Jahren in ihrer Praxis ‚vor Ort‘ sowohl mit sich und mit ihren Ansprüchen als auch im Zugang und Kontakt zu denjenigen Bevölkerungsschichten konfrontiert sind, die zu erreichen sich ja gerade GWA auf ihre Fahne geschrieben hat. Ein Instrument, das weder in mehr oder weniger geschützten Freiräumen noch in institutionellen Feldern genügend ausgefeilt ist und das nur allzu häufig individuellen oder politisch beabsichtigten Kunstfehlern unterliegt, wird nun ein wenig vorschnell als eine politische Veränderungsstrategie ... und – in neuer Zeit – doch zumindest als ein sinnvoller Arbeitsansatz in einem auf Dezentralisierung gerichteten Konzept kommunaler Sozialpolitik ... dargestellt, ohne dass der Blick differenziert genug auf die brüchige Praxis, die institutionellen Hindernisse und Chancen und die oft noch defizitären Handlungskompetenzen der Gemeinwesenarbeiter gerichtet wird. Wissenschaftliche Scheingefechte und abstrakte Theorieschöpfungen tragen gerade in Zeiten restriktiver Kürzungen eher dazu bei, dass Praktiker mit Ansprüchen überfrachtet und per Lektüre von ihren eigenen problembehafteten Arbeitszusammenhängen und individuellen Problemen abgelenkt werden. Manchmal scheint es so, dass die Abnahme der tatsächlich vorhandenen ‚Erfolge‘ die Publizisten nur noch mehr dazu ermutigt, sich in abenteuerlichen Funkenflügen zu ergen. Interessante Wortschöpfungen stellen jedoch längst noch keinen Erkenntnisfortschritt dar, und Perspektiven für konkretes Handeln bieten sie allemal nicht.

Das Aufblasen eines riesigen Ballons ist ... zentraler Inhalt bundesrepublikanischer GWA-Diskussion gewesen und hat u.a. dazu beigetragen, die Schere zwischen Berichten über gelungene Projekte ... einerseits und den praxisabgehobenen Reflexionen der GWA-Theoretiker andererseits ... zu vergrößern. Bei aller Notwendigkeit